

Lehrerbildung im 19. und 20. Jahrhundert : der Beitrag des neuerschlossenen Seminararchivs Küsnacht zur Zürcher Schulgeschichte

Autor(en): **Bloch, Alexandra**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **113 (1993)**

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-984934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ALEXANDRA BLOCH

Lehrerbildung im 19. und 20. Jahrhundert

Der Beitrag des neuerschlossenen Seminararchivs Küsnacht
zur Zürcher Schulgeschichte

Vor einiger Zeit wurden die Akten aus dem Seminararchiv Küsnacht ins Staatsarchiv überführt und stehen hier nun seit einem guten Jahr und mit den üblichen Auflagen zum Personenschutz (70 Jahre) dem Publikum zur Verfügung. Die Akten umfassen den Zeitraum von 1832 bis 1983, reichen also von der Gründung des Seminars bis zum Zeitpunkt, zu dem die erste Maturaklasse in Küsnacht abschloss. Damit ging eine Ära der Zürcher Lehrerbildung zu Ende.

Aus der Gründerzeit sind die Akten relativ spärlich. Sie nehmen entsprechend dem Anwachsen der Bürokratien im 19. Jahrhundert gegen die Jahrhundertwende zu und stehen für das 20. Jahrhundert in grosser Zahl zur Verfügung. Das Seminararchiv ist unterteilt in die Bereiche Schulleitung, worunter der Verkehr der Seminardirektion mit der Aufsichtsbehörde und dem Erziehungsrat und weitere Korrespondenzen sowie Publikationen und Finanzen fallen; Schulunterricht und -betrieb, wo Lehr- und Stundenpläne, Lehrmittel, Unterrichtsmaterialien und Diskussionen um besondere Unterrichtsformen sowie abgelegte Bekanntmachungen von Seminarveranstaltungen und Unterlagen zum Konviktbetrieb zu finden sind. Eine weitere Abteilung bildet die Lehrerschaft: Akten zur Schulsynode, zu Lehrerkonferenzen, Personalakten, Unterlagen zum Anstellungsverhältnis und zur Lehrerorganisation sind hier archiviert. Die folgenden Schülerakten bilden rund einen Viertel des Archivbestandes: Zum einen werden die Anmeldungen und Aufnahmegesuche von 1840 bis 1979 hier aufbewahrt, dann die z. T. von den Schülern geführten Absenzenbücher von 1907 bis 1983 und die ebenfalls von den Schülern geführten Aufgabenbücher von 1915 bis 1969; es finden sich weiter Akten zu ärztlichen Untersuchungen und zu Disziplinarfällen sowie ausgewählte Bücher und Zeitschriften der Schülerbibliothek

und die Jahresberichte und Protokollbücher der von den Schülern organisierten Vereine. Die nächste Abteilung bilden die Aufnahmeprüfungen, Zeugnisse und Diplomprüfungen, wobei die Aufnahmeprüfungen seit den 1920er Jahren bis 1978 gesammelt wurden, die Jahreszeugnisse von 1862 bis 1983. Es finden sich hier auch Akten der Übungsschule, welche 1943 aufgehoben wurde, sowie die Abschlussprüfungen, die unvollständig bis 1840 zurückreichen und mit der ersten Maturprüfung 1983 enden. Der letzte Bereich umfasst das Stipendienwesen, in dem der Verkehr der Seminar- mit der Erziehungsdirektion und Stipendiengesuche von Seminaristen und Seminaristinnen einzusehen sind.

Es soll hier ein Einblick in das Archiv gegeben werden, indem gezeigt wird, in welchen Bereichen seine Akten einen Beitrag zur Vertiefung der Zürcher Schulgeschichte und -forschung leisten.¹ Um einen Überblick über die Geschichte des Seminars zu geben, bieten sich mit einer thematischen Gliederung drei Bereiche an. Der erste Bereich umfasst die Stellung des Seminars in Staat und Gesellschaft. Wegen der politischen Bedeutung, die der Volksschule seit der Regeneration zukam, standen die Verwaltung und die Leitung des Seminars unter einer steten staatlichen Kontrolle. Dies bedeutete für die Entwicklung des Berufes, dass Lerninhalte, Ausbildungsziele und Berufswissen von den Berufsangehörigen nicht autonom festsetzbar und nur beschränkt mitbestimmbar waren. Ein zweiter Bereich betrifft die Veränderung der Ausbildung. Die Ausbildung war und ist ein zentraler Gesichtspunkt für den Status und die gesellschaftliche Stellung der Lehrer. Hier steht weniger die Berufs- als die Allgemeinbildung im Vordergrund, deren Zunahme schliesslich dazu führte, dass das Seminar in eine Mittelschule umgewandelt wurde. Im dritten Bereich wird der Seminarbetrieb untersucht, der sich ausserhalb der Unterrichtsstunden und unabhängig von Lerninhalten

¹ Monographien zur Zürcher Schulgeschichte sind: Volksschule und Lehrerbildung 1832–1932. Festschrift zur Jahrhundertfeier. Hg. vom Erziehungsrat des Kantons Zürich, bearbeitet von G. Guggenbühl et al. Zürich 1933; Kost, Franz, Volksschule und Disziplin. Die Disziplinierung des inner- und ausserschulischen Lebens durch die Volksschule, am Beispiel der Zürcher Schulgeschichte zwischen 1830 und 1930. Zürich 1985; zum Seminar Küsnacht: Grob, Caspar, Das Lehrerseminar des Kantons Zürich in Küsnacht. Zürich 1882; Schmid, Christian, Das Seminar Küsnacht. Seine Geschichte von 1832–1982. Küsnacht 1982; zur Entwicklung des Lehrerberufs im 19. Jahrhundert: Bloch, Alexandra, Priester der Volksbildung. Die Zürcher Volksschullehrer zwischen Profession und Beamtentum 1832–1872. Unveröffentl. Lizenziatsarbeit, Zürich 1991.

ten abspielte. Das geistige Klima am Seminar wird vor allem über die Schülervereine, die hier vorgestellt werden, fassbar. In ihnen wurden Verhaltensweisen eingeübt, die für die spätere Berufsausübung und das berufliche Selbstverständnis sehr wichtig waren.

Die Stellung des Seminars in Staat und Gesellschaft

Die staatliche Institutionalisierung der Lehrerausbildung im Seminar Küsnacht anfangs der Regeneration 1832 bildete den Abschluss eines seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts andauernden Prozesses. Im Zuge der Aufklärung und dem Verfall der Ständegesellschaft löste sich die ländliche Schule allmählich von religiösen Zwecken und der Kirche, der sie ihre Entstehung verdankte. Das traditionelle Lesen und Auswendiglernen von Bibel und Katechismus wurde zunehmend ergänzt durch den Unterricht in Rechnen und Schreiben, der sich allerdings meist nur an die Knaben richtete. Den damit steigenden Anforderungen an die Schulmeister vermochte die herkömmliche individuelle Unterweisung durch den Pfarrer oder den vormaligen Schulmeister des Dorfes mit der Zeit nicht mehr zu genügen. Deshalb wurden 1806–1809 auf dem Rietli Lehrerbildungskurse abgehalten, auf die periodische Ausbildungskurse für Musterlehrer der Bezirke folgten.² Mit der Regeneration und der Gründung des Seminars ging die Aufsicht über die Lehrerausbildung 1832 endgültig von kirchlichen in staatliche Hände über; von einer eigentlichen, verbindlichen Organisation der Ausbildung lässt sich erst seit diesem Zeitpunkt sprechen.

Die Stellung des Seminars und seines Direktors zum Staat war geprägt vom Spannungsfeld zwischen staatlichen Vorgaben, individuellem Berufsethos und gesellschaftlicher Realität bzw. den Ansprüchen von Eltern und Schülern an Lehrer und Schule. Dies veranschaulichen, ohne völlig neue Aspekte hereinzubringen, verschiedene Akten aus dem Seminararchiv.

² Vgl. dazu Strehler, Hedwig, Beiträge zur Kulturgeschichte der Zürcher Landschaft. Kirche und Schule im 17. und 18. Jahrhundert. Lachen 1934, Diss.; Volksschule und Lehrerbildung (wie Anm. 1); zu den Rietli-Kursen: Morf, Heinrich, Die erste staatliche Lehrerbildungsanstalt im Kanton Zürich. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Volksschule. Winterthur 1899.

Als eines der älteren Zeugnisse ist im Archiv ein Brief von Seminardirektor Scherr aus dem Jahre 1839 erhalten. Er ist an den Schullehrer Widler in Knonau gerichtet, stammt vom 16. Februar, wurde also ein knappes Jahr vor dem «Straussensturm» geschrieben. Die neue Schule und deren Protagonisten, die Volksschullehrer, waren zu diesem Zeitpunkt einem starken Unmut eines Grossteils der Bevölkerung ausgesetzt. Denn 1837 war als eine Folge des Unterrichtsgesetzes von 1832, welches die allgemeine Schulpflicht aller Kinder festsetzte – diese brauchte allerdings gut zwei Jahrzehnte bis sie eine breite Akzeptanz in der Bevölkerung fand –, eine Verordnung erlassen worden, welche das Verbot der Fabrikarbeit für Alltagsschüler enthielt.³ In der Opposition zu diesem Gesetz vereinigten sich ländliche Fabrikarbeiter und Fabrikbesitzer, die beide den durch Schulpflicht und Fabrikgesetz bedingten Arbeits- und Verdienstausschlag der Kinder nicht hinnehmen konnten oder wollten. Dazu stiess eine religiös motivierte Opposition gegen die neue Schule, da Schulreform und Staatsausbau zu einem schnellen und für alle Beteiligten schmerzhaften Verlust an Bedeutung und Einfluss der Kirche geführt hatten. Schliesslich entfremdete sich die liberale Regierung zunehmend von den Bedürfnissen der breiten Bevölkerung, was insbesondere die Berufung des radikalen Theologen Strauss an die Universität zeigte, welche den zündenden Funken für den Umsturz der Regenerationsregierung im September 1839 darstellte.⁴

Bereits um die Jahreswende 1838/39 und hauptsächlich nach der Berufung von Strauss sahen sich die Lehrer heftigen Vorwürfen mit meist religiös-kirchlichem Gehalt ausgesetzt. Im Frühling 1839 verteidigte der Seminardirektor und Erziehungsrat Ignaz Thomas Scherr die neuen Lehrer, zu einem grossen Teil nun Küsnachter Absolventen, mit einer Schrift, in der er 103 günstig lautende, den Lehrern von den Dorfpfarrern und den Bezirksschulpflegern ausgestellte Zeugnisse zitierte. Diese hatte er von den Lehrern in einem Schreiben eingefordert, wovon dasjenige an Lehrer Widler in Knonau erhalten ist. Er schrieb:

³ 1832 wurde der Schulgang auf drei Jahre Elementar- und drei Jahre Realschule festgelegt, welche als Alltagsschule zusammengefasst wurden und wöchentlich 27 Stunden umfassten. Darauf folgte die dreijährige Repetierschule mit 6 Stunden pro Woche.

⁴ Vgl. dazu Wettstein, Walter, Die Regeneration des Kantons Zürich. Die liberale Umwälzung der dreissiger Jahre 1830–1839, Zürich 1907; Braun, Rudolf, Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet im 19. und 20. Jahrhundert. Erlenbach-Zürich 1965.

Ich hoffe zuversichtlich, dass Sie es für ihre Pflicht halten, das Gedeihen und den guten Ruf einer Anstalt, der sie einen Theil ihrer Bildung verdanken, befördern zu helfen ... In dieser Hinsicht lade ich Sie aufs angelegentlichste ein, dass sie den Präsidenten ihrer Schulpflege höflichst und dringlichst und zwar mündlich ersuchen, Ihnen mit schleunigster Beförderung ein Zeugniß Ihrer Dienstleistungen und über Ihr sittliches Betragen auszustellen, welches Zeugniß Sie mir durch sichere Gelegenheit am besten durch die Post, sogleich zusenden.⁵

Von insgesamt 490 Zeugnissen waren nur 42 nicht ganz oder unbefriedigend.⁶ Sie bewirkten in der kritischen Situation aber kaum mehr als ein Tropfen auf einem heissen Stein. In den Monaten nach dem «Züriputsch» im September 1839 wurden 14 %, d. h. 73 der total 495 Lehrer, meist mit dem Vorwurf einer irreligiösen Gesinnung, entlassen oder gerichtlich verfolgt. Die neue Schule fand zu dieser Zeit noch eine sehr geringe Akzeptanz in der Bevölkerung. Viele der angegriffenen Lehrer verliessen den Beruf oder den Kanton.⁷

Auch Scherr musste gehen. Neben den offensichtlichen Gründen – liberale, prostraussische Gesinnung – spielten bei seiner Entlassung jedoch noch andere Motive mit. In einer strukturell offenen Situation baute er als Fachmann das Zürcher Landschulwesen und die institutionalisierte Lehrerausbildung auf. Im Laufe eines knappen Jahrzehntes verfestigten sich die Institutionen und wurden allmählich von einer gewissen Eigendynamik getragen. Die von Scherr immer noch ausgeübte und anfänglich nötige und sinnvolle Ämterkumulation – Erziehungsrat, Seminardirektor, kantonaler Inspektor, Autor von Schulgesetzen und -mitteln – wurde zunehmend als offensichtliche Machtkonzentration empfunden, die die Regierungsträger, allen voran Bürgermeister Hirzel, immer weniger hinzunehmen gewillt waren. Denn um die «Kinder aller Volksklassen nach übereinstimmenden Grundsätzen zu geistig thätigen, bürgerlich brauchbaren und sittlich-religiösen Menschen» zu bilden, war im Schulgesetz 1832 klar festgehalten worden: «Für diesen Zweck

⁵ Seminararchiv Aktenzeichen (AZ) 421.1 Personalakten der Direktoren. Einheit 150.

⁶ Berichte über die Verhandlungen der Schulsynode des Kantons Zürich 1839, S. 72.

⁷ Jucker, Heinrich, Erfahrungen und Lebensanschauungen eines ehemaligen Lehrers im Kanton Zürich, Fluntern-Zürich (Selbstverlag des Verfassers) 1879, S. 51; Scherr, Ignaz Thomas, Die Notwendigkeit einer vollständigen Organisation der allgemeinen Volksschule, Zürich und Winterthur 1842, S. 6; Treichler, Johann Jakob, Frühschriften. Herausgegeben von Adolf Streuli, Zürich 1943, S. 128–161; Wettstein (wie Anm. 4), S. 484.

ordnet der Staat die Errichtung von allgemeinen und höheren Volksschulen an.»⁸

Mit der Entlassung von Scherr wurde deutlich, dass die Kontrolle über die Berufsausbildung nicht bei den Berufsleuten, den Lehrern selbst lag, sondern den Staatsträgern zukam. Diese Bedeutung der Volksschule für den Demokratisierungsprozess sowie die Sozialpolitik des Staates wird dadurch unterstrichen, dass alle wichtigen Politiker – wie Hirzel, Escher, Dubs und Sieber – auch zeitweilig Präsidenten des Erziehungsrates waren.

Nach 1846 wurden die unter der konservativen Regierung stark zurückgebundenen Kompetenzen von Seminardirektor und Schulsynode wieder erweitert. Dazu gehörte, dass der Seminardirektor die Generalberichte über die Schulkapitel⁹, die im Seminararchiv abgelegt sind, für die nun wieder öffentliche Jahrestagung und den wieder gedruckten Bericht der Schulsynode zusammenstellte. Gemeinsam mit dem Erziehungsrat hatte er zudem die jeweiligen Jahresaufgaben und Verhandlungsthemen der Kapitel vorzubereiten; auch die Aufgaben der Abschlussprüfung wie den gesamten Lehrplan legte der Erziehungsrat unter Beizug des Seminardirektors fest.

Die Stellung des Seminardirektors war exponiert. Einerseits wurde sie von seiten der Regierung als eine «Art politischer Vertrauensstellung»¹⁰ betrachtet. Andererseits hatte der Seminardirektor den Forderungen und Ansprüchen der Seminar- und Volksschullehrer gerecht zu werden, deren Interessen er auch – als oberster Vertreter der Profession – gegenüber den Regierungsvertretern wahrzunehmen hatte. Dass der Staat Sanktionen ergriff, wenn der Direktor ihm gegenüber auf einer unabhängigen Position bestand, zeigte die Entlassung Scherrs. Auch die Seminar- und Volksschullehrerschaft war wenig durchsetzungsfähig in der Respektierung ihrer Interessen, was am Beispiel des sich unter dem Seminardirektor David Fries abspielenden «Seminarstreits» der 1860er Jahre aufgezeigt werden kann, der auch anhand der im Seminararchiv vorhandenen Konventsprotokolle dieser Zeit zu verfolgen ist.¹¹

⁸ Gesetz über die Organisation des Volksschulwesens im Kanton Zürich, 28. September 1832, Paragraphen 1 und 2.

⁹ AZ 40.3 Generalberichte über Schulkapitel 1846–75. Einheit 138.

¹⁰ Hunziker, Otto. Geschichte der Schweizerischen Volksschule, 3 Bde. Zürich 1881–1882. Hier Band 3, S. 93.

¹¹ AZ 41.4 Konventsprotokolle 1837–1977. Einheiten 140–149.

Mit Fries trat 1857 ein Pfarrer und engagierter Politiker – 1861 lehnte er eine Wahl in den Regierungsrat ab – an die Spitze der Zürcher Lehrerschaft. Mit dem achtköpfigen Erziehungsrat verstand er sich gut, sassen darin doch vier Theologen. Im Zuge des zweiten Schubs der gesetzlich verankerten staatlichen Sozialpolitik Ende der 1850er Jahre – der erste fand in den 1830er Jahren statt, und beide regelten neben dem Schulwesen die Arbeitsverhältnisse in den Fabriken – wurden auch die Kompetenzen des Seminardirektors erweitert, dem nun die Oberaufsicht über die geprüften Schulkandidaten, die Leitung der jährlichen Konferenz der Kapitelspräsidenten, die Anwesenheit während der Kapitelsversammlungen – was auf den Widerstand der Volksschullehrer stiess, die dies als eine Überwachung des Seminars empfanden – sowie während der jährlichen Beratungen der Bezirksschulpflegsabgeordneten zukam. Der «Seminarstreit» brach nun nicht wegen diesen Kompetenzen aus, sondern aufgrund der ebenfalls neuen Vorschrift, wonach der Seminardirektor den Unterricht der übrigen Seminarlehrer regelmässig zu visitieren hatte, «im Durchschnitt wöchentlich zwei Stunden», um «über den pädagogisch richtigen Gang des Unterrichtes in der Anstalt und über die Amtstreue der Lehrer» zu wachen.¹² Auch konnte er bei seiner Abwesenheit die von ihm zu haltenden Unterrichtsstunden seinen Lehrerkollegen übertragen.

Darüber kam es zum Eklat und zur Polarisierung der Meinungen in zwei Parteien, wobei vier Seminarlehrer ihre Vorwürfe in einer Schrift veröffentlichten, vor der Aufsichtsbehörde und dem Erziehungsrat aber nicht recht bekamen und das Seminar bald darauf verliessen. Dass der Direktor relativ absolut innerhalb des Lehrerkollegiums herrschte und sich als Vertreter des Staates und nicht der Profession verstand, machte einen Aspekt aus. Ebenso wichtig war, dass sich Fries wie ein Musterbürokrat statt wie ein berufener, umgänglicher Berufskollege verhielt. Die vier Lehrer warfen ihm «Mangel an Takt und pädagogischem Beruf» vor, gegenüber den Zöglingen habe er zu wenig Selbstachtung und Wahrung der persönlichen Würde gezeigt. Sie schrieben: «Wir vermissten in seinem Umgang immer Etwas, das freilich im Reglement nicht vorgesehen ist, – wir vermissten Herz und Gemüth.»¹³

¹² Reglement für das Zürcherische Lehrerseminar, 14. Augstmonat 1861, Paragraphen 18–32.

¹³ Über die Verhältnisse am Seminar Küsnacht. Berichterstattung an die Tit. Aufsichtsbehörde. Zürich 1865, S. 7f.

Die Auseinandersetzungen zwischen der Seminarlehrerschaft und ihrem Direktor zeigen einerseits, dass sich seit den 30 Jahren der institutionalisierten Lehrerbildung ein eigenständiges Berufsethos und Selbstverständnis der Profession herausgebildet hat. Diese begann sich gegen eine bürokratische, unprofessionelle Verwaltung zu wehren. Andererseits müssen sie vor dem Hintergrund der demokratischen Bewegung und der damit verknüpften Forderung nach einer akademischen Lehrerbildung und der Aufhebung des Konviktes gesehen werden. Die enge Verbindung zwischen Staat, Schule und Volksschullehrerschaft reagierte sehr sensibel auf die gesellschaftlichen Veränderungen der 1860er Jahre. Das Konvikt, eine Art Internat mit strikten Verhaltensregeln, in dem fast alle Zöglinge wohnten, war nach dem Weggang Scherrs gegründet worden, und hatte – laut Synode – den Direktor in seinem erzieherischen und moralischen Einfluss zu unterstützen.¹⁴ Von der Lehrerschaft war das Konvikt, das die Individualität abtöte,¹⁵ seit jeher als ein eigentliches und gegen sie gerichtetes Herrschafts- und Unterdrückungsmittel angesehen worden. Es symbolisierte, dass die Kontrolle über die Berufsausbildung zu einem grossen Teil in den Händen des Staates lag. Seine Aufhebung 1875 ist eng mit der Verwerfung des Lehrerbildungsgesetzes von 1872 verbunden, auf das weiter unten eingegangen wird: Das Lehrerbildungsgesetz hätte zur Akademisierung der Lehrerbildung geführt, hätte damit eine Prestigesteigerung des Lehrerberufes bewirkt, wie es auch ein Ausdruck eines Emanzipationsstrebens war. Die Ablehnung wies die Ansprüche der Lehrer in gewisse Schranken, weitere, wie das Konvikt, waren nun nicht mehr nötig. Dazu kam, dass der vehemente Befürworter des Konvikts, Fries, 1875 starb. Der durch ihn vermittelte staatliche Einfluss lockerte sich nach seinem Tod. So setzte das Synodalreglement von 1877 fest, dass der Direktor der Kapitelspräsidentenversammlung nicht mehr vorstehen sollte und dass der Konvent bei der Leitung der Anstalt mitwirken solle.

Ein weiteres Beispiel für die abhängige Stellung des Seminardirektors vom Staat bildet Hans Schälchlin, Seminardirektor von 1926 bis 1945. Über ihn liegen im Seminar keine Akten vor, sein Fall soll dennoch hier

¹⁴ Berichte über die Verhandlungen der Schulsynode des Kantons Zürich 1939, S. 106f.

¹⁵ Erziehungsrat Schäppi an der Synode 1865, Berichte über die Verhandlungen der Schulsynode des Kantons Zürich 1865, S. 6.

kurz dargestellt werden. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges wurde gegen ihn der Vorwurf seitens des Erziehungs- und Regierungsrats erhoben, frontistisch-nazistisches Gedankengut zu vermitteln. Interessanterweise ging die Untersuchung von einer Motion im Kantonsrat aus, die verlangte, dass die Lehrkörper aller staatlichen Mittelschulen zu überprüfen seien. Entlassen wurden schliesslich zwei Seminarlehrer; Schälchlin reichte 1945 sein Entlassungsgesuch ein.¹⁶ Was die Stimmung gegen ihn zusätzlich verschärft haben könnte, ist die Tatsache, dass er sich heftig gegen verschiedene Bestimmungen des neuen, von der Regierung unterstützten Lehrerbildungsgesetzes von 1938 gewehrt hatte. Die Gründe, dass andere Mittelschulen von solchen Säuberungsaktionen verschont geblieben sind, liegen m. E. nicht darin, dass die Seminarlehrer stärker nazifreundlich gewesen wären. Ein Obergerichtsurteil von 1950 bezeichnete die Entlassung des einen der beiden Seminarlehrer sogar als rechtswidrig: Der Regierungsrat hätte opportunistisch dem Druck des Kantonsrats nachgegeben.¹⁷ Auf das Seminar konnte der Staat wegen der engen Verbindung von Staat, Volksschule und -lehrer einfacher Druck ausüben.

Die Stellung des Seminars innerhalb der Gesellschaft, d. h. der soziale Rekrutierungshintergrund der Seminaristen, hängt natürlich eng mit der staatlichen Einflussnahme auf die Ausbildung zusammen. Das Seminar war im 19. Jahrhundert keine Schule der Bürgerlichen, aber auch keineswegs eine «Schule der Armen»¹⁸; das Rekrutierungsfeld deckte vielmehr eine breite Mittelschicht der Bevölkerung ab. Die soziale Herkunft der Seminaristen zwischen 1835 und 1865 konnte anhand von im Seminararchiv aufbewahrten Notentabellen der Aufnahmeprüfungen von 1837 bis 1922, mit deren Hilfe sich die nur lückenhaft erhaltenen Aufnahmeprüfungen in den Unterrichtsakten des Staatsarchivs bis auf die zwei Jahre 1836 und 1856 vervollständigen liessen, bestimmt werden. Die Tabellen enthalten neben Herkunftsort, Vorbildung und Prüfungsergebnis der Kandidaten bis zum Jahre 1865 Angaben zum Stand, resp. Beruf des Vaters.¹⁹

¹⁶ Schmid (wie Anm. 1), S. 79–97.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Schmid (wie Anm. 1), S. 21.

¹⁹ AZ 610.3, Notentabellen der Aufnahmeprüfungen 1847–1922. Einheit 276; U 73.2.

Beruf des Vaters von neu eintretenden Seminaristen, 1835–1865

Beruf Vater	Anzahl Söhne	Prozent	Beruf Vater	Anzahl Söhne	Prozent
Bauer	184	22.7	Güterarbeiter	32	4.0
Handwerker	152	18.8	Fabrikarbeiter	17	2.1
Vormund	127	15.7	Hilfskraft	17	2.1
Lehrer	125	15.4	Händler	15	1.9
Oberschicht	36	4.5	Untere Beamte	15	1.9
Tagelöhner	35	4.3	Übrige	13	1.6
Weber	34	4.2	Fallit	8	1
			Total	810	100.0

Angesichts der fortgeschrittenen Industrialisierung und der starken Pauperisierung um die Jahrhundertmitte sind die Bauern sicher nicht unterrepräsentiert, Bewerber aus unteren Schichten (Söhne von Fabrikarbeitern, Tagelöhnern, Webern, Falliten) dagegen stark. Der hohe Anteil an vaterlosen Bewerbern erstaunt auf den ersten Blick, wird auf den zweiten jedoch plausibler: Die Institution des Seminars diente als eine Art Versorgungsanstalt – wie sie zu dieser Zeit ja zahlreich gegründet wurden – und bot darüber hinaus die Gewissheit, dass die solchermassen Versorgten ihren Lebensunterhalt später aus eigenen Kräften zu bestreiten vermochten. Da die vereinzelt Oberschichtssöhne (Ärzte, Unternehmer, Kaufleute, Pfarrer, Seminarlehrer) bei der Aufnahmeprüfung häufig nicht allzu gut abschnitten, liegt die Vermutung nahe, dass weniger hoffnungreiche Söhne dergestalt versorgt wurden. Wirtschaftliche Krisenzeiten brachten eine Erhöhung des sozialen Rekrutierungsniveaus, von der auch die Selbstrekrutierungsrate der Lehrer betroffen war. Daraus kann die These abgeleitet werden, dass das Erlernen des Lehrerberufes in Zeiten einer wirtschaftlichen Hochkonjunktur die intergenerationale Aufwärtsmobilität förderte.

Auch die folgende Quelle spricht gegen eine Schule der Unterschichten. So bat 1851 der Pfarrer aus Elsau den Erziehungsrat um die unentgeltliche Aufnahme von Ulrich Weiss ins Konvikt und Seminar. Er schrieb:

Sein Vater ist ihm schon längst gestorben und seine Mutter ist so dürftig, dass sie ihre Kinder, also auch diesen Ulrich, nur mit Hilfe des Armengutes Elsau

hat erziehen können. Soviel ich höre, hat sich dieser Knabe als Sekundarschüler sehr brav gehalten, und sein Streben, sich trotz aller ungünstigen Verhältnisse dennoch zum Lehrer auszubilden, ist würdig, dass es wo möglich unterstützt werde. Wenn sie den Knaben nicht unentgeltlich ins Seminar aufnehmen würden, so wäre die arme Mutter jeden falls nicht im Stande, ihn noch weiter ausbilden zu lassen, was mir sehr leid thun würde.²⁰

Ulrich Weiss wurde nicht ins Seminar aufgenommen: Es wurde somit deutlich eine Grenze gegen Aufnahmen aus dem Proletariat gezogen.

Veränderung der Ausbildung

Im Hinblick auf die Ausbildung lässt sich die Geschichte des Seminars Küsnacht in drei Abschnitte teilen. Kriterien bilden dabei der Versuch, eine Akademisierung der Lehrerbildung zu erreichen, sowie die allmähliche Angleichung an die Ausbildungsstandards der (städtischen) Gymnasien. Denn die Lehrerbildung in Küsnacht stellte bezüglich Allgemeinbildung die prestigeträchtigste und oberste Stufe des in den 1830er Jahren neu organisierten Landschulwesens dar. Die Umwandlung des Seminars in eine Mittelschule ist somit durchaus auch in einen Zusammenhang mit einer Veränderung der sozialen Strukturen, einem Schwinden der sozialen Ungleichheit zu stellen. Die erste Periode umfasst die Gründerzeit, die zwischen 1872 und 1875 endet. Endmarken bilden die Ablehnung der akademischen Lehrerausbildung durch das Volk 1872, die Aufhebung des Konviktes und die Zulassung von Seminaristinnen ab 1874. Die zweite Periode reicht bis 1939/43. Zu diesem Zeitpunkt wurde die Ausbildung auf fünf Jahre erweitert, wobei das fünfte Jahr im Oberseminar in Küsnacht zu absolvieren war und das Seminar Küsnacht zum Unterseminar herabgestuft wurde. Die dritte Periode endet mit der Umwandlung des Seminars in eine Mittelschule ab 1979, die mit der Matur abgeschlossen wird.

Diese Entwicklung dokumentieren verschiedene Akten des Archivs. Die Lehrpläne von 1861–1968 und die Stundenpläne von 1840–1987²¹

²⁰ U 73.2. (5)

²¹ AZ 21 Lehrpläne 1861–1968. Einheiten 109–111; AZ 22, Stundenpläne 1840–1987, Einheiten 112–113.

zeigen die konkrete und sich verändernde Zusammensetzung der Fächer. Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg liegen Rapporte über den behandelten Stoff vor.²² An Unterrichtsmaterialien wurden mathematische, geometrische und das Technische Zeichnen betreffende gesammelt; sie umfassen den Zeitraum von 1866–1925.²³ Dass eine Lehreranstalt ausschliesslich derartige Lehrmittel archivierte, erstaunt. Es ist jedoch eine Tatsache, dass das Seminar einen guten Teil seines hohen Ansehens der fundierten naturwissenschaftlichen Ausbildung verdankte, die es anbot.

In der *ersten Periode* wurde die Ausbildungszeit von den 1831 festgesetzten zwei Jahren – talentierte Schüler konnten in den 1830er Jahren auch bereits nach einem halben Jahr die Abschlussprüfung machen – zuerst auf drei Jahre erhöht (1840), betrug dann bis 1938 vier Jahre (ab 1859). Auch bezüglich Lehrinhalten und Fächerangebot fanden Veränderungen statt. Während das Seminar in den ersten 25 Jahren den «Charakter einer höheren Volksschule an sich trug»²⁴, entsprach es in den 1860er Jahren allmählich mehr den (städtischen) Mittelschulen. So wurden im Lehrplan von 1861 Fächer, welche bürgerliche Kulturattribute repräsentieren, wie Singen, Zeichnen, Klavier und Französisch, deutlich ausgebaut. Daneben wurden auch der berufsbezogene Unterricht sowie mathematische und naturwissenschaftliche Fächer stärker gewichtet. An Relevanz verlor beispielsweise das Fach Schreiben (sein Anteil sank von 1834 6 auf 1874 2 Stunden).²⁵

Eine Folge des Ausbaus der Ausbildung war eine Aufwertung des Sozialprestiges der Volksschullehrer, die ihre Entsprechung fand in periodischen Lohnerhöhungen. Dass der Lohn 1859 schliesslich nach Beamtenstandards festgesetzt und eine mit staatlicher Hilfe finanzierte Witwen- und Waisenkasse eingerichtet wurde, weist auf den hohen Grad von sozialer Sicherheit hin, den der Lehrerstand mit der Zeit erreicht hatte. Die berufspolitischen Forderungen der Lehrer verlagerten sich nun von Lohn- zu Ausbildungsfragen, wobei als Vergleichsgruppen die akademisch gebildeten Berufe der Ärzte und Geistlichen dienten.²⁶

²² AZ 430.2, Rapporte über behandelten Stoff 1941–71. Einheit 154.

²³ AZ 25, Unterrichtsmaterialien. Einheiten 120–133.

²⁴ Grob (wie Anm. 1), S. 40.

²⁵ Ebd., S. 58.

²⁶ Berichte über die Verhandlungen der Schulsynode des Kantons Zürich 1868, S. 16.

Zwischen Bildung, sozialem Rang und Einkommen wurde seitens der Lehrer, nicht aber des Grossteils der Bevölkerung, wie der negative Ausgang über die Abstimmung zum Ausbau der allgemeinen Volksschule von 6 auf 9 Jahre 1872 zeigt, ein direkter Zusammenhang hergestellt. So schrieb ein Sekundarlehrer 1871: «Denn eine tüchtige berufliche Vorbildung, eine grundsätzlich wissenschaftliche Entwicklung bietet uns Lehrern einzig und allein die Möglichkeit, eine würdige, achtbare und standesgemässe Stellung im Leben einzunehmen.»²⁷

Die demokratische Bewegung fand unter den Volksschullehrern viele Anhänger. Indem sie so Opposition zu den Liberalen als den Staatsträgern bezogen, versuchten sie, ihre Standesinteressen zu wahren. Aber sie scheuten sich nicht, genuin bürgerliche Werte wie Bildung von diesen zu fordern und zu übernehmen, um so das Prestige und Einkommen ihres Standes zu erhöhen. Das bereits erwähnte, vom demokratischen Erziehungsdirektor Sieber ausgearbeitete und vom Volk 1872 verworfene Lehrerbildungsgesetz sah vor, die berufliche Ausbildung der Primarlehrer an eine der Hochschule angegliederte Lehramtsschule zu verlegen, der ein dreieinhalbjähriger Ausbildungsgang an neu zu schaffenden Realgymnasien vorgelagert war. Die Vorlage fand keine Akzeptanz in der Bevölkerung und wurde von Schulmännern mit dem Argument bekämpft, eine höhere Bildung rentiere sich weder im Hinblick auf die späteren Arbeitsverhältnisse noch bezüglich der für entsprechende Lohnerhöhungen nicht ausreichenden Finanzkraft des Staates.²⁸

Die Ablehnung des Lehrerbildungsgesetzes hatte verschiedene Konsequenzen für die Entwicklung des Berufes. Zum einen ist die Tatsache zu erwähnen, dass der Ausschluss der Volksschullehrer von der Universität den sozialen Aufstieg aus unteren Volksschichten bremste. Zudem wurde mit der Abstimmung ein Hinweis gegeben auf die fehlende breite Akzeptanz von Bildung in der Bevölkerung, und schliesslich trat eine Feminisierung des Berufsstandes ein, da die Anstellung von Frauen billiger kam.

Mit dem Eintritt der ersten Frauen beginnt auch unsere *zweite Periode* der Entwicklung der seminaristischen Ausbildung. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts setzte eine zunehmende Integration der Frauen in

²⁷ Hanimann, J., Ein Beitrag zur Lösung der Frage über Lehrerbildung. Weinfelden 1871, S. 1.

²⁸ Hunziker, Otto, Zur Seminarfrage. Separatabdruck aus der «Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit», 1871(6). Zürich 1972, S. 19f.

das öffentliche Leben und in die Berufswelt ein. Sie fand unter den Bedingungen der veränderten Produktionsstrukturen (Fabrikarbeit) und des Ausbaus des Dienstleistungssektors (Büro- und Angestelltenberufe) statt und stand unter dem Vorzeichen, dass «jene Lehre von des Weibes höchster Bestimmung, Gattin und Mutter zu werden, für die Frauenwelt zur verhängnisvollen Prädestinationslehre geworden ist.»²⁹ Viele Frauen waren als Arbeiterinnen oder in eigentlichen «Töchterberufen» (Dienstmädchen, Kellnerin, Verkäuferin)³⁰ tätig und hörten bei ihrer Verheiratung, sofern es die finanziellen Verhältnisse erlaubten, auf zu arbeiten. Die ideologische Unvereinbarkeit von Beruf und Familie ging bei den Lehrerinnen so weit, dass 1911 im Kanton Zürich – wie ungefähr zur gleichen Zeit auch in der übrigen Schweiz und in Deutschland – über die gesetzliche Einführung eines Lehrerinnen-Zölibats beraten wurde; es wurde dann allerdings abgelehnt.³¹ Faktisch war es aber vor allem in Krisenzeiten für verheiratete Lehrerinnen sehr schwer, ihre Stelle zu behalten. Die sich um eine Aufnahme am Seminar bewerbenden Frauen verfügten – im Gegensatz zu den männlichen Bewerbern – um praktisch ausnahmslos sehr gute Zeugnisse. Vor allem Töchter aus höheren Gesellschaftsschichten wählten den Lehrerinnenberuf; so findet sich unter den 13 Anmeldungen der ersten Frauen 1874 die Tochter eines Professors.³² Der Lehrerinnenberuf bot höheren Töchtern eine angemessene Tätigkeit und die Möglichkeit, etwas Sinnvolles zu tun. Dies illustriert ein Brief an eine Freundin einer der 13 Frauen, die sich 1874 zur Aufnahmeprüfung angemeldet hatten. Sie schreibt:

Du weisst vielleicht noch aus früheren, zwischen uns geführten Gesprächen, dass mich immer nur der Gedanke, Lehrerin zu werden, beschäftigte. Doch, nach dem Austritt aus der Sekundarschule musste ich mich ja mit Handarbeiten ernähren, u. konnte also deswegen keine Hoffnung auf etwas höheres mehr ha-

²⁹ Wettstein, Heinrich, Über die Erziehung der Töchter. Beiträge zur Lösung der sozialen Frauenfrage, speziell der Lehrerinnenfrage. Uster 1875, S. 6. Ein ausgezeichnetes Plädoyer eines Zürcher Lehrers für die Rechte der Frauen in Beruf und Leben.

³⁰ Joris Elisabeth und Heidi Witzig, Die ewigen Töchter oder die verpasste Revolution: Überlegungen zur Entwicklung der «Töchterberufe». In: Wecker, Regine und Brigitte Schneck (Hg.) Frauen – Femmes. Zur Geschichte weiblicher Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz. Basel 1984. (Sonderausgabe der schweiz. Zeitschrift für Geschichte 3413, S. 326–443), S. 357–362.

³¹ Schmid (wie Anm. 1), S. 109.

³² AZ 51.29, Schülerakten. Einheit 174.

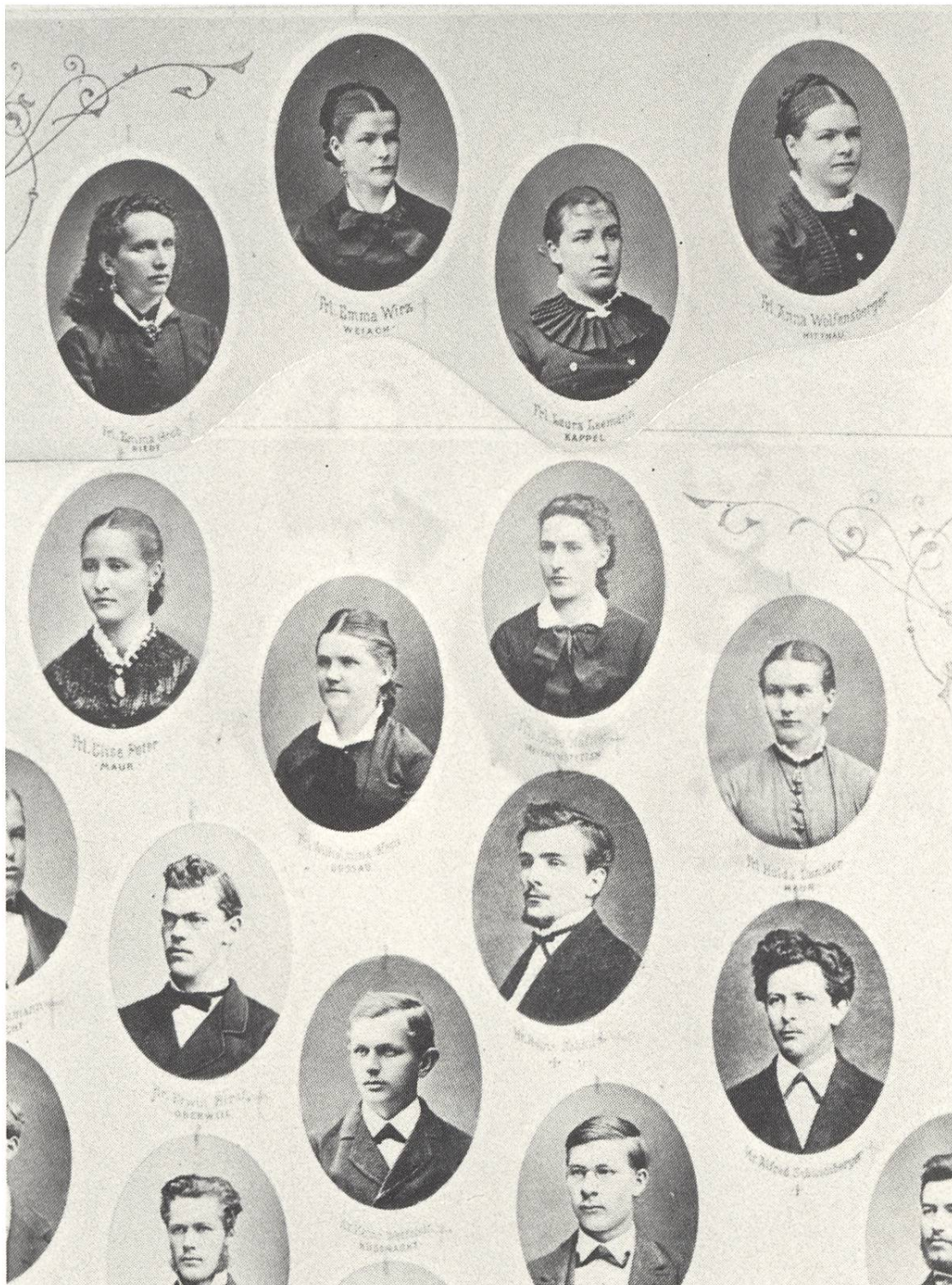


Abbildung 1:

*Die ersten acht Seminaristinnen und einige ihrer Kommilitonen
des Klassenzuges 1874 bis 1878 (Montage)*

ben. [Da ihr Onkel, sie ist offenbar eine Waise, sie jetzt unterstützt, kann sie die Aufnahmeprüfung am Seminar machen, von wo aus sie nun schreibt.] Der gute Onkel, der ja zu meinem Wol u. besten keine Mühe scheut, würde sich gewiss sehr kränken, wenn dieser segensvolle Plan misslingen würde. Und ich, ich dürfte ja nicht mehr bleiben in Wädenswil, wo ich die schöne Jugend zugebracht habe, u. wo ich allezeit als geschickte Schülerin galt, das wäre meinem Charakter zu wider, von allen ausgelacht und getadelt zu werden, sowie der Gedanke, jetzt liegt dein höchstes Lebensglück vernichtet zu deinen Füßen. – Denn, du kannst dir ja leicht denken, welche glückliche Zukunft ich vor Augen haben kann, falls ich als Lehrerin auftreten kann.³³

Dass in Küsnacht rund 100 Jahre früher als in den Zürcher Kantonschulen und Gymnasien Koedukation praktiziert wurde, kann auf verschiedene Gründe zurückgeführt werden. Zum einen steht sie in engem Zusammenhang mit der späteren Berufspraxis, da an den Volksschulen meist beide Geschlechter miteinander unterrichtet wurden. Zudem weist sie auf die zunehmende Integration der Frauen in die Arbeitswelt hin, die unter den Bedingungen einer Angleichung der geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen, bzw. der Angleichung des Verhaltens der Frauen an eine männliche Norm stattfand.

Schliesslich führte die Ablehnung des Lehrerbildungsgesetzes 1872 zu einer klaren Begrenzung der Aufstiegschancen der Volksschullehrer und in Verbindung mit einer Verkleinerung der Klassengrössen und damit einer höheren Nachfrage nach Lehrern zu einer Feminisierung des Berufsstandes: Es waren also eher Gründe der Finanzierung sowie des Prestiges und weniger Ideale einer Gleichberechtigung, die zur Koedukation in Küsnacht führten. Dazu kommt noch eine schichtspezifische Komponente: Koedukation entsprach sowohl der späteren Praxis der Landschullehrerin, als auch zunehmend deren sozialen Herkunft. Denn eine getrennte Erziehung der Geschlechter war ein städtisches Phänomen des gehobenen Bürgertums.

Die Koedukation in Küsnacht verlief allerdings in den Anfängen noch in recht streng nach Geschlechtern geschiedenen Bahnen: Bis nach 1900 wurden getrennte Schulreisen durchgeführt, die Mädchen warteten vor Unterrichtsbeginn vor der Tür und traten erst mit dem Lehrer ins Klassenzimmer ein.³⁴ Aus einer unter den amtierenden Lehrerinnen in den

³³ Susanne Hagen im Mai 1874; AZ 51.29, Schülerakten. Einheit 174.

³⁴ Vgl. dazu Schmid (wie Anm. 1), S. 105ff.

1920er Jahren durchgeführten Umfrage geht hervor, dass diese die Koedukation mehrheitlich und vor allem im Hinblick auf die spätere Berufspraxis, positiv bewerteten.³⁵ Künftigen Lehrerinnen standen neben der Ausbildung im Seminar auch die Seminarabteilungen an den Töchterschulen in Winterthur (bis 1880) und Zürich offen, deren Absolventinnen in Küsnacht die Abschlussprüfung abzulegen hatten und deren Lehrplan sich nach demjenigen von Küsnacht ausrichtete. Die Beurteilungen der Lehrerinnen waren auch von diesen spezifischen Erfahrungshorizonten geprägt.

80 % der angefragten 309 Lehrerinnen antworteten; davon sprachen sich 72 % (179) für die Koedukation an einer Lehrerbildungsanstalt aus. An befürwortenden Gründen wurde zum einen das Recht der Mädchen auf die gleiche Bildung wie die Knaben aufgeführt. Die Koedukation sei zudem viel natürlicher und moderner: «Unsere Zeit lässt doch im allgemeinen die Buben und Mädchen viel freier miteinander verkehren, warum sollen da noch besondere Schranken aufgerichtet werden.» Neben eigenen positiven Erfahrungen der Koedukation wurde geltend gemacht, dass die Männer durch die Anwesenheit von Frauen mehr Ritterlichkeit lernten und «des Mannes logisch mathematisch ausgerichtete Anschauungsweise» wirke klärend auf die «mehr gefühlsmässige Einstellung der Frau zu den Problemen und Aufgaben des Lebens.» Und nicht zuletzt wurde erwähnt: «Der ungesunde Ehrgeiz, der sich offen und geheim beinahe immer in reinen Mädchenklassen entwickelt, wird durch die männlichen Schüler auf ein erträgliches Mass zurückgebildet.»

Hervorgehoben wurden zudem klar die guten Auswirkungen der Koedukation auf die spätere Berufsausübung. Die Koedukation im Seminar führe zu einer besseren Kollegialität, auch sei es «gleich notwendig, beide Geschlechter zu kennen, später haben sie in ihrer Klasse auch beide Geschlechter vor sich.» Absolventinnen der reinen Mädchenbildungsanstalt würden mehr Schüchternheit zeigen. Eine solche schrieb sogar, dass sie «in der Praxis die männlichen Kollegen immer als mir überlegen» ansah. Aus einer Koedukation folgten mehr Sicherheit im Umgang mit «männlichen und weiblichen Gliedern der Gemeinde» und mehr Respekt der männlichen Kollegen gegenüber den Lehrerinnen,

³⁵ AZ 27, Koedukation: Ergebnis der Rundfrage unter den im Kanton Zürich Ende 1927 amtierenden Lehrerinnen über die Frage der Zweckmässigkeit der Koedukation an einer Lehrerbildungsanstalt. Einheit 134.

«wenn der junge Lehrer die Mädchen in der Anstalt kennen und schätzen gelernt hat.» – In die Richtung von faschistischen Argumentationen gehend, da sie zwischen gesund und krank als relevanten sozialen Kategorien unterscheidet, erscheint eine Begründung, die einen weiteren gesellschaftlichen Horizont einbezieht und ebenfalls für die Koedukation votiert:

Gerade in dieser Zeit sollten beide Geschlechter beisammen sein, die Erfahrungen an einzelnen schwachen Elementen dürfen nicht massgebend sein für die Erziehungsrichtung der Mehrzahl, der Gesunden. Gemeinsame Erziehung bedeutet immer einen Zuschuss an Beziehungen, die lebensnotwendig sind. Bringen sie einigen einen Kräftezerfall, so dienen sie dazu, diese Elemente früh zu erkennen und vom Lehrerberuf fern zu halten.

Gegen eine Koedukation sprachen sich 23 % oder 55 der befragten Lehrerinnen aus. Sie machten geltend, dass im Alter von 15 bis 20 Jahren jedes Geschlecht in einem eigenen Rhythmus eine spezifische Geschlechtsnatur entwickle. Etliche Lehrerinnen betonten, dass die weibliche Eigenart sich zuerst festigen solle, bevor die Mädchen mit jungen Männern zusammenkämen. Gleichwertig, aber nicht gleichartig sollten die Erziehungsziele sein. In gemischten Klassen seien gegenseitiges Verständnis und Wertschätzung gering, Mädchen, vor allem schüchterne, weniger frei. Sie müssten hier robuster sein, was bei weitem nicht alle seien. Ebenfalls sei das Lehrprogramm in gemischten Klassen auf männliche Schüler zugeschnitten und die «entstehenden erotischen Beziehungen» hinderten eine gemeinsame Arbeit.

Nicht pädagogische Erwägungen, sondern einmal mehr wirtschaftliche Faktoren – Lehrer wurden angesichts der expandierenden Wirtschaft der 50er und 60er Jahre häufig von der Privatwirtschaft abgeworben und es kam zu einem beträchtlichen Lehrermangel – gaben den Ausschlag, dass 1958 in Küsnacht erstmals reine Mädchenklassen geführt wurden.

Neben der Einführung der Koedukation wurde in der zweiten Periode kontinuierlich die Ausbildung am Seminar ausgebaut und das Ziel einer akademischen Lehrerbildung unter dem Nachfolger von Fries, Heinrich Wettstein, der ein Befürworter des Lehrerbildungsgesetzes von 1872 war, sowie an den Synodenversammlungen nicht aus den Augen verloren. Ein Ergebnis dieser Bestrebungen war, dass 1912 an der Universität ein Primarlehrerkurs für Maturanden der kantonalen Mittel-

schulen eingerichtet wurde.³⁶ Küsnacht hatte seine kantonale Monopolstellung bereits 1869 mit der Eröffnung des Seminars Unterstrass verloren, 1876 kam die Seminarabteilung an der städtischen Mittelschule hinzu und 1912 schliesslich noch die Konkurrenz durch die kantonalen Schulen. Küsnacht verteidigte seine Stellung und seinen Ruf in dieser Situation nun mit Vehemenz, was u. a. auch die folgende im Seminararchiv abgelegte Korrespondenz zeigt.

Küsnacht setzte Standards in der Allgemeinbildung der künftigen Lehrer, die höher waren als an verschiedenen anderen allgemeinbildenden Mittelschulen des Kantons. So bestand 1923 eine Schülerin aus der zweitletzten Industrieschulklasse in Winterthur – sie schloss an die Sekundarschule an, führte eine technische Abteilung und eine Abteilung für Lehramtskandidaten, welche letztere im Zuge des Gesetzes von 1912 eröffnet worden war – die Aufnahmeprüfung in die dritte Klasse von Küsnacht nicht. Die von der Semindirektion daraufhin eingeleitete Untersuchung der Verhältnisse in Winterthur befriedigte dieselbe keineswegs. Küsnacht bot praktisch in allen Fächern mehr Jahresstunden als Winterthur an. Der Bericht schlägt vor, die Lehramtsschule aufzuheben, und hält fest:

*Diese Winterthurer Einrichtung ist geeignet, dem Stande der Primarlehrer Elemente zuzuführen, die nicht aus Lust und Liebe zum Lehrerberuf, sondern nur deshalb die Lehrerbildungskurse an der Hochschule besuchen, weil ihre geistigen Kräfte zur Ablegung der eigentlichen Industrieschul-Maturitätsprüfung nicht gereicht haben.*³⁷

In den nach dem Ersten Weltkrieg wieder aufgenommenen Diskussionen um die Lehrerbildungsfrage wurde vermehrt nicht mehr eine naturwissenschaftliche Ausbildung wie in den 1870er Jahren gefordert, sondern eine fachspezifischere, die Pädagogik, Didaktik, Entwicklungspsychologie enthalten sollte.³⁸ Eine im Auftrag des Erziehungsrats von Semindirektor Schälchlin ausgearbeitete und von der Synode gutgeheissene Vorlage sah vor, die wissenschaftliche und fachspezifische Ausbildung, die an alle Mittelschulen – auch das Seminar sollte mit der Matur abschliessen – anschloss, an eine kantonale Lehramtsschule, die eng mit der Universität zusammenarbeiten sollte, zu verlegen. Das Ge-

³⁶ Volksschule und Lehrerbildung (wie Anm. 1), S. 586–593.

³⁷ AZ 610.1, Aufnahmebedingung beim Übertritt aus anderen Schulen ans Seminar. Einheit 276.

³⁸ Volksschule und Lehrerbildung (wie Anm. 1), S. 590.

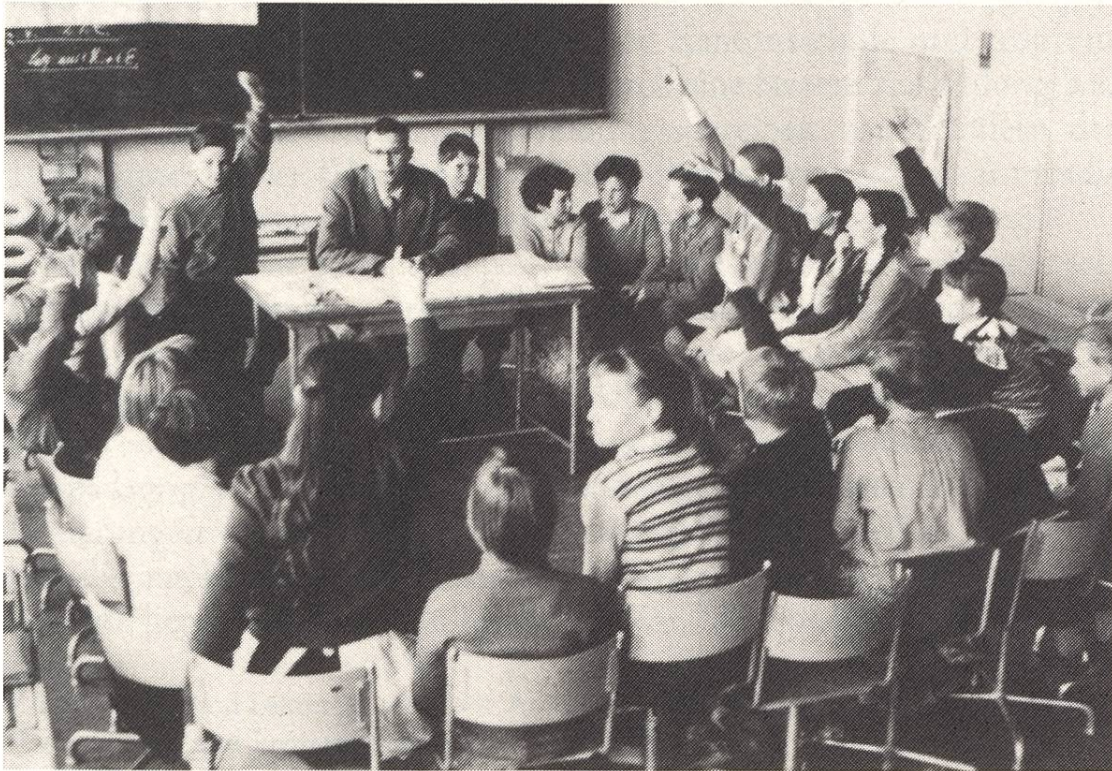
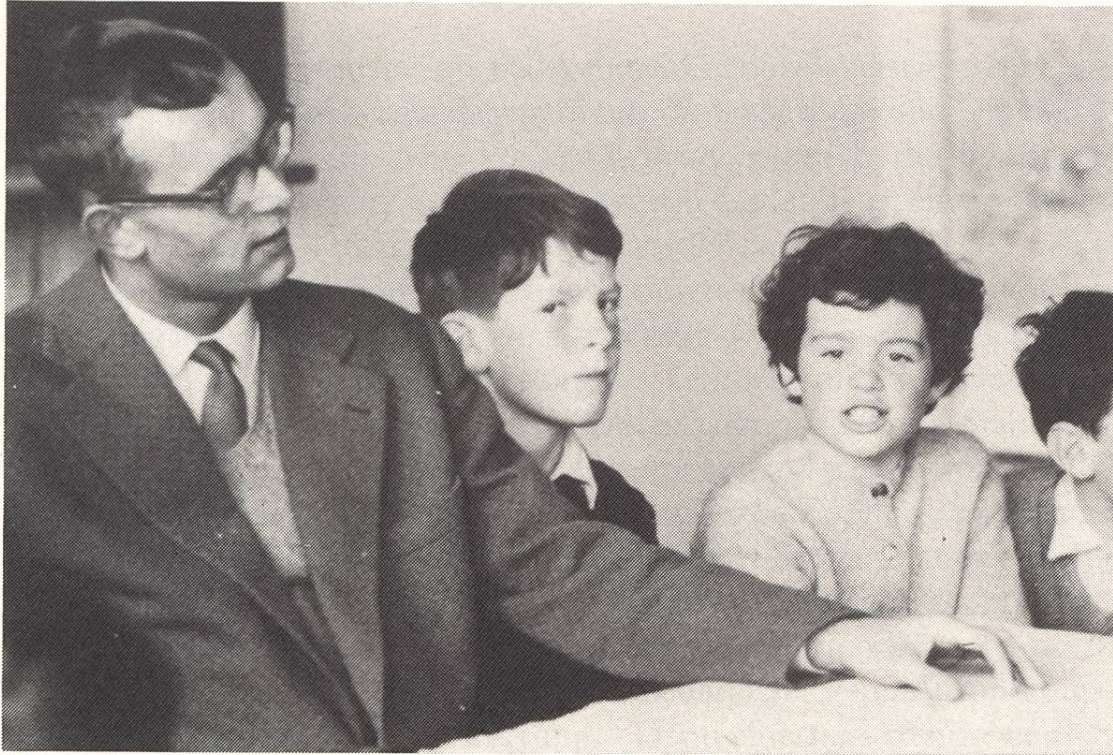


Abbildung 2:
*Eine eindruckliche Probelektion für die Diplom-Abschlussprüfung,
abgehalten am Oberseminar 1955/56.*

setz wurde im Kantonsrat zu Fall gebracht – die Bauernvertreter und Teile der Freisinnigen waren dagegen, nur die Sozialisten und Demokraten dafür. 1938 kam eine neue Vorlage schliesslich durch, die die Lehrerausbildung auf fünf Jahre verlängerte, wovon das letzte an einem neu zu schaffenden Oberseminar in Zürich zu absolvieren war.³⁹

Mit dem 1939 auch vom Volk angenommenen neuen Lehrerbildungsgesetz begann die *dritte Periode*. Die Eröffnung des Oberseminars 1943 in Zürich bedeutete eine Zentralisierung der Lehrerausbildung. Dass diese in der Stadt geschah kann auch als ein Zeichen der neuen Land-Stadt-Verhältnisse gesehen werden. Denn dieser Seminarstandort war vor gut 100 Jahren ausdrücklich abgelehnt worden, damit die Zöglinge nichts von ihrer Arbeit ablenke und sie der Immoralität der Stadt nicht ausgesetzt würden.⁴⁰ Dass dann die liberale Seegemeinde Küsnacht als Standort gewählt wurde, weist auf den Einfluss des aufgeklärten Bürgertums in den Seegemeinden hin. Für Küsnacht bedeutete der neue Ausbildungsgang ab 1939 m. E. keine Abwertung.⁴¹ Denn einerseits trennte er erstmals die Allgemein- von der Berufsbildung, wies damit den Weg Richtung Umwandlung des Seminars in eine Kantonsschule und trug zur Prestigesteigerung des Lehrerberufes durch eine bessere Ausbildung bei. Andererseits wurde in den Anmeldungsschreiben von Schülern der 1950er und 1960er Jahre immer wieder betont, wie gern sie im traditionsreichen Küsnacht ihre Lehrerausbildung absolvieren würden.⁴²

Seminarleiter Schälchlin persönlich – die Akten sind z. T. von seiner Hand bezeichnet – sorgte für eine vollständige Dokumentation der pädagogischen Arbeiten in den letzten Jahren des alten Seminars.⁴³ Er war gegen eine strikte Trennung von Allgemein- und Berufsbildung gewesen, womit ein Grossteil der Lehrerschaft, des Erziehungsrates und der pädagogischen Experten einverstanden gewesen waren. Im Zuge der Neuerungen wurde die seit 1848 existierende Übungsschule am Seminar, die aus Kindern von Küsnacht bestand, aufgehoben. Zu ihrer Geschichte liegen einige Akten im Archiv vor.⁴⁴ Die pädagogische Ausbil-

³⁹ Volksschule und Lehrerbildung (wie Anm. 1), S. 590f; Schmid (wie Anm. 1), S. 55ff.

⁴⁰ Volksschule und Lehrerbildung (wie Anm. 1), S. 117f.

⁴¹ Als eine Abwertung sah es Schmid (wie Anm. 1), S. 79.

⁴² AZ 51.125ff., Schülerakten. Einheit 212ff.

⁴³ AZ 631, Lehrpraxis und pädagogische Schlussarbeiten 1926–1938. Einheit 312; AZ 632 Pädagogische Schlussarbeiten und -prüfungen 1932–42. Einheiten 313–323.

⁴⁴ AZ 630, Übungsschule 1848–1943. Einheit 310.

dung wurde nach 1939 auf wenige Unterrichtsstunden und abzuhalten-
de Übungslektionen in der vierten Klasse beschränkt; auch diese Ausbil-
dung ist im Archiv dokumentiert.⁴⁵ Die dritte Periode endet mit dem
Lehrerbildungsgesetz von 1978, das 1981 in Kraft trat und das Oberse-
minar auf zwei Jahre erweiterte. Ab 1979 wurde in Küsnacht erstmals
eine Maturklasse des Typus D geführt; das Seminar war nun ein Gymna-
sium geworden. Ein Dokument dieser Entwicklung sind die Abschluss-
prüfungen.⁴⁶

Die skizzierte Entwicklung der Lehrerausbildung führte mithin zu
einer Angleichung an die traditionellen Mittelschulen. Sie ist einerseits
ein Ausdruck der Prestigesteigerung des Lehrerberufes (Verlängerung
und Quasi-Akademisierung der Lehrerbildung), weist aber auch auf das
Verschwinden grosser sozialer Gegensätze hin. Der Weg über die Matur
zur Universität stand nun, vor allem auch im Zuge der Bildungsrevolu-
tion der 1960er Jahre, nicht mehr nur Bildungsbürgern offen.

Seminarbetrieb und Schülerorganisationen

Wirkliche Perlen des Seminararchivs sind unter den Akten zu den
Schülerorganisationen zu finden. Denn in diesen Vereinen wurde der für
einen künftigen Lehrer – in den meisten waren nur Knaben zugelassen
– wichtige soziale Umgang mit Kollegen und Gleichgesinnten gepflegt.
Die Seminarvereine bildeten eine dominante Erscheinung der zweiten
Periode und hielten sich z. T. bis in die 1960er Jahre. Sie sind einerseits
und vor allem in den letzten Jahrzehnten ihres Bestehens eine Imitation
bzw. eine Entsprechung studentischer und gymnasialer Gepflogenhei-
ten, andererseits wurden sie von der Seminardirektion mit dem Ziel ge-
fördert, die Seminaristen vermehrt zur Selbständigkeit zu erziehen. Da
von der Seminardirektion die Erlaubnis zur Aufnahme einzuholen war,
konnte diese eventuelle störende Einflüsse auf die Leistungsbereitschaft
der Seminaristen leicht kontrollieren.

Die beiden prominentesten Vereine waren der Seminarturnverein, der
1870 gegründet worden war, und die «*Stenographia Cuosa*», die von 1872

⁴⁵ AZ 630.3, Akten «Einführung in pädagogische Fragen». Einheit 310.

⁴⁶ AZ 64, Schlussprüfungen. Einheiten 324–401.

bis 1970 bestand. In der letzteren unterrichteten ältere Seminaristen die neu eintretenden in Stenographie.⁴⁷ Der Verein wurde am 1. September 1872 als vierter schweizerischer Stenographenverein gegründet, «als einige schriftbegeisterte Seminaristen gehört hatten, dass man bereits an drei anderen Orten auf die hirnverbrannte Idee gekommen sei, einen Verein zur Pflege der Kurzschrift zu gründen» – so hielt es jedenfalls die Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens 1947 fest.⁴⁸ Die Cuosa war Mitglied des Allgemeinen Schweizerischen Stenographenvereins; sie war nicht über das Seminar angeschlossen, sondern selbständiges Mitglied, was ein Zeichen für die von den Seminaristen übernommene Selbstverantwortlichkeit ist.

Ende der 1920er Jahre wurden die Kurse für die Erstklässler für obligatorisch erklärt, die Stunden in Absprache mit der Seminardirektion von den älteren Cuosanern übernommen. Damit sparte das Seminar die Anstellung eines Lehrers: Der jährliche Beitrag des Erziehungsrates stellte für den Staat zweifelsohne die billigere Variante dar. Die Mitgliederzahl der eingeschriebenen Cuosaner betrug um die Wende zum 20. Jahrhundert bis zu 30 Seminaristen, sank dann mit dem Fortschreiten des Jahrhunderts ständig und machte während des zweiten Weltkrieges, zu einer Zeit, als auch das gesellige Verbandsleben kaum gepflegt wurde, kaum mehr ein halbes Dutzend aus. 1944 beantragte die Verbindung sogar der Seminardirektion eine Reduktion des Vorstandes von 7 auf 4 – andernfalls hätten die nur noch 4 vollberechtigten Mitglieder ihn nicht komplett besetzen können. Mitglieder konnten, wie bereits angetönt, nur Burschen werden. Der Versuch, um das Jahr 1932 herum auch Frauen in die Verbindung aufzunehmen, schlug fehl, «da sich diese bald als Fremdkörper in unserer Burschenverbindung ausnahmen»: Es blieb beim jährlichen Treffen und Tanz mit dem «Besen».

Einen zentralen Platz im Vereinsleben nahmen neben den jährlich zusammen mit dem Oberländer Stenographenverein abgehaltenen Wett-schreiben die vom Verein der ehemaligen Cuosaner – die andauernde Beteiligung der Ehemaligen zeigt die Bedeutung der Cuosa für das Berufsethos und die spezifische berufliche Subkultur der Lehrer – organisierten Herbstwettkämpfe sowie Wettbewerbe auf nationaler Ebene ein. So-

⁴⁷ AZ 581, Stenographia Cuosa. Einheiten 265 und 266. Die folgenden Zitate stammen aus den darin abgelegten Jahresberichten.

⁴⁸ AZ 581.14 u. 15, Protokollbuch der Stenographia Cuosa. Einheit 266.

wohl auf regionaler wie auch auf eidgenössischer Ebene stiegen die Küssnacher Cuosaner bei diesen Wettkämpfen in immer höhere Ränge auf. Dies führte dazu, wie der Jahresbericht 1949/50 klagend ausführt, dass der Verbindung vom Allgemeinen Schweizerischen Stenographenverein keine Quartalsaufgaben im Hinblick auf den jährlichen Schülerwettbewerb mehr zugestellt wurden: Die Cuosa hatte nämlich im vorhergehenden Jahr den Wanderpreis nach drei aufeinanderfolgenden Siegen in den jährlichen Wettkämpfen zugesprochen erhalten und erschien deshalb den Organisatoren – nicht ganz zu Unrecht – wahrscheinlich als ausserhalb einer vernünftigen Konkurrenz liegend.

Neben der Vorbereitung auf die Wettschreiben und dem Abhalten der Kurse – 1941 wurden beispielsweise ein Schön- und Korrektschreibkurs, ein Schnellschreibkurs und ein Anfängerkurs für französische Stenographie durchgeführt – kam der Geselligkeit eine grosse Bedeutung zu. «Was wir in der Cuosa fanden», so schrieb 1947 ein ehemaliger Cuosaner, «ging über die blosser Kenntnisnahme eines bestimmten Stoffgebietes hinaus. Stoff, auch edler, war nur Ferment. Was blieb, war Freundschaft.»⁴⁹

Die Geselligkeit nahm mit den Jahren einen grösseren Raum ein, wurde stärker zelebriert und ritualisiert. Man betonte, dass der Stenographieverein eine farbentragende Verbindung sei, was ein Eintrag ins Protokollbuch 1947 zeigt: «Die Stenographia Cuosa erscheint [in den Schulstunden, A. B.] zu Ehren des 75. Jubiläums während der Woche vom 25 – 30 VIII in Farben.» Nicht zufälligerweise wurde diese Tatsache seit den 1940er Jahren so stark hervorgehoben: Mit der Umwandlung des Seminars in ein Unterseminar, welche die Allgemeinbildung verstärkte, glichen sich Unterrichtsbetrieb, Schulleben und Sozialprestige demjenigen der Kantonsschulen und Gymnasien an. 1942 wurde trotz den kriegsbedingten Umständen und einer geringen Mitgliederzahl von 14 Leuten zum ersten Mal in der Vereinsgeschichte ein Kommers veranstaltet. Der Jahresbericht hielt dazu fest: «Der flotte studentische Betrieb erntete den begeisterten Beifall aller Teilnehmer und wird hoffentlich zur Tradition werden.» Zu einem kleineren Eklat kam es anfangs der 1960er Jahre, als der Präsident der «farbentragenden Mittelschulverbindung mit Stenographie als Grundlage» Anträge von verschiedenen Mitgliedern erhielt, «wonach er einige von der Stenografie, andere vom Ver-

⁴⁹ Ebd.



Abbildung 3:
*Ein äusserst konzentrierter Einsatz der Cuosaner anlässlich
des Vereinswettschreibens 1938.*

bindungsleben dispensieren sollte.» Die Spannungen wurden dahingehend entschieden, dass insbesondere «zwei ehrgeizige Burschen, welche einsehen mussten, dass es ihnen nicht gelingen wird, die Stenographie in der Cuosa abzuschaffen», ausgeschlossen wurden. Der Zweck des Vereins wurde auch im 92. Vereinsjahr nicht aus den Augen verloren; allerdings nahm sich die wöchentliche obligatorische Steno-Vereinsstunde neben den jährlich fünf Kommersen, dem wöchentlichen Freitagabendstamm im Hotel Sonne in Küsnacht und diversen fakultativen Anlässen wie dem Maibummel mit den «Besen» langsam eher bescheiden aus.

Einen Einblick in das geistige Klima, in die Art der Zusammenkünfte der Verbindung gibt das 100 Paragraphen umfassende Biercomment der Verbindung von 1964.⁵⁰ Der erste Paragraph hält fest: «Es wird fortgesoffen.» Die Einleitung umschreibt darauf den Zweck des Reglementes:

Zweck und Absicht dieses Biercomments ist, die Pflege der studentischen Sitten, die Schaffung von Stimmung und Ordnung am Biertisch. Das vorliegende Saufrecht tritt überall in Kraft, wo wenigstens drei bierehrliche Cuosaner commentmässig Stoff kneipen. Als commentmässiger Stoff gelten Bier und Wein, oder Cola-Getränke und Traubensaft. Es ist untersagt, die Einnahmen des hochwohlloblichen Bierkanals durch Mitbringen von Stoff zu schädigen. Philister haben im Comment nichts zu suchen. An unberechtigte Cuosaner und Philister darf der Comment weder verkauft noch verschenkt werden, ausgenommen: Couleurbesen.

Im folgenden wird das Verhalten der «Biergemeinde» (Vorstand, Ehrenmitglieder, Burschen und Füxe) umschrieben. So werden beispielsweise die Rechte des Präsidenten festgehalten: «Das Präsidium oder Hohes Haus, leitet die Biertafel. Es ist omnipotent und sakrosankt.» Er öffnet und schliesst die Kommersen. Der Aufbau der Verbindung ist völlig hierarchisch, wie die Bestimmung über die Neueintretenden zeigt: «Die Füxe sind die unmündigen Mitglieder der Kneiptafel und haben überhaupt zu schweigen.»

Die Füxe wurden nach einer bestimmten Zeit, in der Regel nach zwei Semestern, offiziell aufgenommen, darauf zum Burschen «promoviert» und erhielten einen Ceveris, d. h. Verbindungsnamen. Die Zusammen-

⁵⁰ AZ 581.11, Biercomment der Studentenverbindung Cuosa Küsnacht 1964. Einheit 265.

künfte bestanden aus einem genau ritualisierten Sich-besaufen. Im Abschnitt «Tranksitten» ist nachzulesen: «Jeder ehrliche Bierbürger erfreut hie und da seine nach Stoff lechzenden Brüder mit den Worten: 'XY steige vor' worauf der also Beehrte zu antworten hat: «steige nach» und dann so lange trinkt, bis der Vorsteigende seinen Humpen absetzt.»

Daneben wurden aber auch die Freundschaften gewissermassen ritualisiert und vorgeschrieben: «Jeder Speefux [Fux, dem Farben überreicht wurden der aber noch keinen Ceveris besitzt, mithin noch kein Bursche ist, A. B.] soll sich nach reiflicher Ueberlegung einen Leibburschen auswählen, der ihm als besonderer Freund in allen Fragen des Verbindungslebens zur Seite steht und ihn nötigenfalls vor dem ABC [Vollversammlung], dem Präses oder dem FM [Fuxmajor] verteidigt. Fühlen sich zwei Burschen durch besondere Sympathien miteinander verbunden, so können sie dieses edle Empfinden durch eine Herzbruderschaft bestärken. Zwischen Bursch und Fux gibt es keine HB. Die Verbrüderung geschieht durch das Trinken eines Ganzen.» Es wurden hier soziale Verhaltensformen eingeübt, die sich innerhalb genau bestimmter Hierarchien bewegten und einen praktisch unbedingten Gehorsam gegenüber den Regeln voraussetzten.

Das «Farben-Comment» als eine Art Unterabschnitt regelte das Verhalten der Verbindung gegen aussen und in der Gesellschaft, «wobei allgemeine Anstandsregeln als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Jeder Cuosaner ist sich bewusst, dass nach seinem Benehmen die ganze Verbindung beurteilt wird.» Die Geselligkeit enthielt deutlich ein starkes Mass an sozialer Kontrolle. Die Mitgliedschaft und das Tragen von Farben – «eine niedere konische schwarzblaue Casquette, Band über die rechte Schulter, Herzfarbe oben. Freundschaftsbänder über die linke Schulter, lange Hosen, Rock, Krawatte, Handschuhe und evtl. Mantel» – verlieh schliesslich auch eine gewisse Ehre und Würde: «Es soll sich ein jeder hüten, in Farben ein Velo zu besteigen oder gar ein Motorrad zu führen.»

Mit der zunehmenden Vereinzelung der Schüler und ihrer Interessen Ende der 60er Jahre und im Zuge der 68er Bewegung, die die traditionellen Hierarchien und Gepflogenheiten grundsätzlich hinterfragte, verschwand die Cuosa.

Zur Geschichte des zweiten grossen Seminarvereins, des Seminarturnvereins (STV), – bezüglich der Mitgliederzahlen und seines Bekanntheitsgrades gehörte er allerdings zuerst behandelt – liegt bereits eine



Abbildung 4:
Stenographieverein Cuosa 1954.
*Das Tragen von Farben symbolisierte eine Angleichung an
gymnasiale und studentische Gepflogenheiten.*

Studie vor, auf die hier zurückgegriffen wird.⁵¹ Daneben werden einige zusätzliche Aspekte auf der Basis der Seminararchivakten und des neueren Forschungsstandes eingebracht.

Das Turnen wurde seit 1859 im Zürcher Volksschullehrplan geführt.⁵² Bis 1874, als das Schulturnen als einziges Schulfach vom Bund für obligatorisch erklärt wurde, wobei die Förderung der Wehrbereitschaft deutlich im Vordergrund stand⁵³, figurierte es aber oft nur als «Dekoration des Lehrplans», wie eine Gemeindsschulpflege 1870 schrieb.⁵⁴ Seit 1863 war im Seminar ein Turnlehrer angestellt, Hangärtner, der auch an der Kantonsschule unterrichtete.⁵⁵ Mit der Gründung des Seminarturnvereins am 12. Mai 1870 – sie lässt sich nach Spühler darauf zurückführen, dass 1869 erstmals Seminaristen, wahrscheinlich auf Anregung Hangärtners, am kantonalen Turnfest in Neumünster teilnahmen und einen guten 6. Rang belegten – wurde der obligatorische Turnunterricht von wöchentlich zwei Stunden um zwei weitere ergänzt, die allerdings nur von den Mitgliedern zu besuchen waren. Meist waren jedoch rund ein Viertel der Seminaristen Mitglieder des Turnvereins und somit eine grosse Zahl der künftigen Lehrer von dieser Intensivierung betroffen. Die Mitgliederzahl erreichte in den 1890er Jahren mit knapp der Hälfte aller Seminaristen Rekordausmasse, sank dann in den 1920er Jahren auf gut ein Viertel. 1960 verfügte der Verein über 35 Mitglieder, wovon die 26 2. bis 4. Klässler einen Ceveris führten: Auch hier wurden nun wie in der Cuosa die gesellschaftlichen Zusammenkünfte verbindungsmässig geregelt.⁵⁶

Die Tätigkeit der Seminaristen im Turnverein in den ersten 50 Jahren kann sich sehen lassen. Der Seminar-Turnverein wurde 1873 bereits Mitglied des Kantonaltturnvereins, zwei Jahre später wurde er in den eidge-

⁵¹ Jubiläum des Seminarturnvereins Küsnacht 1870–1920. Festansprache von Prof. Rud. Spühler. Buchdruckerei des «Anzeigers des Wahlkreises Thalwil».

⁵² Gesetz über das gesamte Unterrichtswesen des Kantons Zürich 1859, Paragraph 65.

⁵³ Vgl. dazu Heller, Geneviève, *L'école vaudoise: Entre l'identité suisse et l'identité cantonale*. In: Capitani, François de und Georg Germann (Hg.), *Auf dem Weg zu einer schweizerischen Identität, 1848 -1914*, Freiburg 1987, S. 245–271; sowie Dies., «Tiens-toi droit!» *L'enfant à l'école primaire au 19e siècle: espace, morale, santé. L'exemple vaudois*, Lausanne 1988.

⁵⁴ Gemeindsschulpflege Glattfelden, zit. nach *Volksschule und Lehrerbildung* (wie Anm. 1), S. 410.

⁵⁵ Grob (wie Anm. 1), S. 86.

⁵⁶ Z 582, 2 bis 8, Jahresberichte des Seminarturnvereins 1897–1969. Einheit 267.

nössischen Verband aufgenommen; er war zudem dem Turnverband am Zürichsee angeschlossen. Er nahm regelmässig an den in diesen Verbänden organisierten Wettkämpfen teil und kehrte nie ohne eine Auszeichnung zurück.⁵⁷ «Es ist eine gute Schule intensiver, konzentrierter Arbeit, die Vorbereitung auf einen solchen Sektionswettkampf», hielt Spühler 1920 fest und fügte noch an: «Zu lange sind die Lehrer ihrer besonderen Ausbildung wegen vielfach als Sonderlinge angesehen worden. Da kann es nur von Gutem sein, wenn sie zeigen, dass sie sind wie andere Leute.»⁵⁸

Der Verein wurde wie die anderen Schülervereine von den Seminaristen selber organisiert, wobei die 4. und 3. Klässler den Vorstand stellten. Da es der grösste und bekannteste Verein war, wurde in den Statuten 1880 ausdrücklich festgehalten, dass der Verein «die Erziehung seiner Mitglieder zur Selbständigkeit» bezwecke,⁵⁹ eine Wendung, die in den Statuten der 1920er Jahre unter dem Einfluss der nun stark verbreiteten und sich für vermehrte Autonomie der Schüler einsetzenden Jugendbewegungen wieder verschwand. Finanziert wurde der STV durch bescheidene Mitgliederbeiträge, einen Staats- sowie ab 1907 einen Bundesbeitrag. Letzterer stieg von 100 Franken vor dem ersten Weltkrieg bis auf 200 Franken – und veranschaulicht somit sehr plastisch die Bedeutung des Turnens für den nationalen Wehrgedanken.

Die Funktion des Turnens für den Staats- und Wehrgedanken ist auch anhand der Zweckbestimmungen in den Statuten aufzeigbar. Der Festredner an der Feier des 50jährigen Bestehens des STVs 1920, Prof. Spühler, forderte die Seminaristen in seinem Schlusssatz auf, sie sollten dem Wahlspruch des eidgenössischen Turnvereins «Vaterland, nur dir!» folgen und «zu Nutz und Frommen jedes Einzelnen, wie auch der Gesamtheit euer Kräfte üben und zur Hebung der physischen Ertüchtigung unserer Jugend euer Mögliches beitragen.»⁶⁰ Als Zweck des Turnvereins betonen auch die ersten Paragraphen sämtlicher Statuten bis nach dem zweiten Weltkrieg «die Förderung der Turnkunst als praktische Grundlage für das Leben und den Dienst des Vaterlandes»⁶¹; oder wie 1922

⁵⁷ Spühler (wie Anm. 51), S. 10: Der STV nahm bis 1920 an 9 Veranstaltungen des Seeverbandes, 17 des Kantonalen und an 10 des eidg. Turnverbandes teil.

⁵⁸ Ebd., S. 8.

⁵⁹ AZ 582.1, Statuten des Seminarturnvereins. Einheit 267.

⁶⁰ Spühler (wie Anm. 51), S. 16.

⁶¹ AZ 582.1, Statuten STV 1877, 1880, 1897, modifiziert 1907. Einheit 267.

auch etwas moderner als Zweck festgehalten wurde, «die Förderung der körperlichen Erziehung der Mitglieder als Grundlage voller leiblicher Gesundheit und mit Rücksicht auf die Anforderungen, welche der Staat an seine Bürger stellt.» Noch die Einladung zur Jubiläumsfeier 1970 hielt fest: «Der STV als Schülerorganisation ermöglicht ein staatsbürgerliches Praktikum, in dem jedem Mitglied die selbstgewählte Gemeinschaft zum bleibenden Erlebnis wird. Unter Kameraden muss der Jüngling sich einordnen und lernt schliesslich die Jüngeren anweisen und führen.»⁶² Der Wehrgedanke trat in den letzten Jahrzehnten zurück zugunsten einer eigentlich ritualisierten Gemeinschaftlichkeit, die sich im Ausüben von sportlichen Tätigkeiten (Gemeinschaftsspiele und Wettkämpfe) und bei geselligen Anlässen manifestierte.

Die kaum zu unterschätzende Bedeutung des Seminarturnvereins lag somit zum einen in der staatsbürgerlichen Erziehung. Ein Jahresbericht anfangs der 30er Jahre hielt zum Winterprogramm fest: «Ziel: Allgemeine Körperschulung, Schulung des Willens, des Mutes, der Geistesgegenwart und der Kameradschaft.» Daneben kam der Pflege der Geselligkeit breiten Raum zu. Der STV verstand sich wie die Cuosa nach dem zweiten Weltkrieg zunehmend als farbentragende Mittelschulverbindung und legte sich ebenfalls ein entsprechendes Kneipkomment zu.⁶³ Schliesslich kommt noch hinzu, dass die Lehrer in diesem seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert andauernden Prozess, in dem das Turnen als gesellschaftlich integrierende Tätigkeit gesehen wurde, die den Wettkampfgeist sowie die Wehrbereitschaft förderte und nicht zuletzt als überaus positiv auf die Gesundheit, resp. Arbeitsfähigkeit wirkend erachtet wurde, eine Schlüsselstellung einnahmen. Denn die Tätigkeit im STV machte nur den kleineren Teil der späteren Wirksamkeit der Seminaristen als Lehrer im Schul- und Vereinsturnen aus.

Der STV hielt sich länger als die Cuosa, vermochte sogar 1970 noch sein 100jähriges Bestehen zu feiern. Aber auch er konnte sich den Veränderungen der Zeit nicht entziehen. 1974 wurde er in den Seminarsportklub (SSK) umgewandelt. Er verstand sich nun als eine «polysportive Vereinigung der sportlich interessierten Schülerinnen und Schüler», mit dem Zweck, auf Wettkämpfe zu trainieren, die körperliche Leistungsfähigkeit zu erhalten, den Unterrichtsstoff im Hinblick auf die spätere Be-

⁶² AZ 582.9, Seminarturnverein. Einheit 267.

⁶³ AZ 582.13, Seminarturnverein. Einheit 267.

rufspraxis zu vertiefen und der Freude an der Bewegung zu dienen.⁶⁴ Frauen konnten nun Mitglied werden – ein Mädchenturnverein existierte zwar seit 1936, hatte aber selten mehr als 10 Mitglieder –, das Verbindungsleben im Zusammenhang mit dem Turnen war nun vollständig erloschen.

Den Seminaristinnen wurde, wie bereits angetönt, die Mitgliedschaft in den Vereinen oft verweigert – aus heute undurchsichtig erscheinenden und letztlich bloss frauenfeindlichen Gründen, welche aber durchaus symptomatisch waren für die damalige Stellung der Frauen in der von einer männlichen Öffentlichkeit dominierten Gesellschaft. Und auf diese bereiteten die Vereine mit ihrer Pflege der Geselligkeit ja genau vor. So wurde beispielsweise das Gesuch der Seminaristinnen um Aufnahme in den *Leseverein*, das von diesem unterstützt wurde, 1905 von der Seminardirektion abgelehnt.⁶⁵ Die Gründe sind nicht festgehalten worden, lediglich das Gesuch der Seminaristinnen wurde aufbewahrt:

Wir haben schon oft den Vorträgen und Rezitationen der Mitglieder dieses Vereins beigewohnt, und nun ist der Wunsch laut geworden, nicht mehr bloss Zuhörer zu sein, sondern auch mitarbeiten zu dürfen und sich an dem schönen regen Gedankenaustausch zu beteiligen. Es ist uns wohlbekannt, dass dieser Eintritt einen freien Verkehr mit den Zöglingen mit sich bringt, d. h. einen Verkehr, der nicht immer unter den Augen des Lehrers vor sich gehen würde, und wir wissen auch, dass die Gewährung unserer Bitte als ein Zeichen von grossem Vertrauen Ihrerseits aufzufassen wäre. Es wird deshalb jeder von uns Ehrensache sein, dieses Vertrauen in keiner Weise zu missbrauchen.

Ein «freierer Verkehr» der Geschlechter war der Seminardirektion zu dieser Zeit offensichtlich nicht angenehm. Der Leseverein des Seminars bestand seit 1891 und hatte als Ziel, «seine Mitglieder im mündlichen Vortrage möglichst auszubilden, den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne der Literatur zu wecken und zu fördern.»⁶⁶ Der Jahresbericht von 1905 zeigt, dass die Gedanken und Ziele in dieser Richtung weiterverfolgt wurden: «Begeisterung ist uns die Hauptsache. Der Verein will Anregung geben, will auf das Leben vorbereiten, er will an gemeinsame freie Arbeit gewöhnen.»⁶⁷ Im selben Vereinsjahr betrug die Mitglieder-

⁶⁴ AZ 582.1, Statuten des STV und SSK. Einheit 267.

⁶⁵ AZ 584.3, Abgewiesenes Gesuch der Seminaristinnen um Aufnahme. Leseverein Seminar Küsnacht. Einheit 268.

⁶⁶ AZ 584.1, Statuten. Leseverein Seminar Küsnacht, 268.

⁶⁷ AZ 584.2, Jahresberichte des Lesevereins. Einheit 268.

zahl um die 40 Seminaristen. Man hielt Vortrags-, Vorlese- und Diskussionsabende ab, studierte Theaterstücke ein und führte sie auf, schaffte gemeinsam Bücher an, die in der Seminarbibliothek nicht vorhanden waren (z. B. Dostojewskis Schuld und Sühne, Ibsens Dramen, Richard Wagners Briefe an Elise Wesendonk). In Lesemappen zirkulierten die verschiedenen abonnierten Zeitschriften unter den Mitgliedern.⁶⁸ Auch hier kam die Geselligkeit nicht zu kurz, wie der Jahresbericht von 1905 betont:

*Wir haben diesen Herbst einen Ausflug an den Gattiker Weiher veranstaltet und da mitten im Walde unsere Vereinsstunde abgehalten. Eine gemütliche Vereinigung bildete den Abschluss. Mit Freuden wird sich jeder an jene Stunden erinnern. So erst lernt man einander kennen und schätzen.*⁶⁹

Der Leseverein löste sich 1927 selber auf und hielt dazu fest: «Die Zahl der Mitglieder vergrösserte sich auch nicht, nachdem eine «Werbestunde» veranstaltet worden war. Es war einfach kein Holz für den LSK vorhanden.»

Dass der Vorstand des Lesevereins 1926 gesamthaft austrat und in die Fraternitas wechselte,⁷⁰ weist darauf hin, dass diese weltanschaulich orientierte aber auch brisante Zeitfragen behandelnde Gruppierung von Abstinenzlern auf grösseres Interesse stiess. Dennoch zählte auch sie selten mehr als 10 Mitglieder. In ihren Statuten hielt die 1897 gegründete Fraternitas 1908 fest:

Weil wir wissen, dass der Alkohol der Quell einer Unsumme von Unglück, Elend, Krankheit und Armut ist, suchen wir unsere Mitglieder zu befähigen, in ihrem zukünftigen Berufe diese Tatsache dem Volke zum Bewusstsein zu bringen und in jeder anständigen Weise auf dem Boden der Abstinenz die heutigen Trinksitten zu bekämpfen.

Der Jahresbericht von 1910 zählt die verfolgten Aktivitäten auf: «Friedensbestrebungen, Militarismus, Wirtschaftliche Krisen, Schule und Alkohol, Schülerrepubliken, Schulreformen sind solche Themata, die wir keck in Angriff nahmen und diskutierten.» Daneben hörten sie Vorträge eines Palästinareisenden und eines Wandervogels. Der Bericht 1910 fährt weiter: «Rudern, Schwimmen und Wandervogeltouren gaben im

⁶⁸ Auch diese sind neben ausgewählten Büchern im Seminararchiv abgelegt AZ 56, Schülerbibliothek. Einheiten 259–264.

⁶⁹ AZ 584.2, Jahresberichte des Lesevereins. Einheit 268.

⁷⁰ Ebd.

Sommer Gelegenheit auch die Kameradschaft immer wieder zu verfestigen, was das Diskutieren allein nicht vermag.»⁷¹ Die in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts entstehende Wandervogel-Bewegung war eine Bewegung der Jugendlichen, die sich von den Erwachsenen mit einer eigenen Kultur abzugrenzen suchten: Man wanderte und sang in der wiederentdeckten Natur, mied Alkohol, pflegte ein freies Verhältnis der Geschlechter. Die Mitglieder Fraternitas bildeten meist den Kern der Ortsgruppe Küsnacht des Wandervogels.⁷²

Der Kampf gegen den Alkohol war bürgerlich-philantropischen wie sozialistischen Vereinigungen um 1900 ein grosses Anliegen bei der Lösung der «Sozialen Frage» und der Bekämpfung der Armut. Dieses soziale Feld bot auch bürgerlichen Frauen, denen gemäss der damals herrschenden Geschlechterideologie meist nur die Tätigkeit als Hausfrau und Mutter zustand, angemessene, meist unentgeltliche Betätigungsmöglichkeiten in gemeinnützigen Frauenvereinen. Es erstaunt deshalb nicht, dass auch am Seminar eine Frauengruppe von Abstinenterinnen gegründet wurde – heimlich und ohne Formalitäten, da die Frauen in Vereinen ja nicht geduldet wurden. Da sich die Frauen aber nur als lose Vereinigung, als Kränzchen ausgaben, wurden sie schliesslich geduldet. Um 1906 zählte dieses ganze 6 Mitglieder.⁷³

Im Hinblick auf ihren späteren Beruf setzten sich die Seminaristen seit der Institutionalisierung der Lehrerausbildung stark mit gesellschaftlichen Stimmungen und Forderungen auseinander. Dies zeitigte u. a. Folgen nach dem ersten Weltkrieg, als in der Schweiz der Generalstreik ausbrach, in Deutschland und Russland Revolutionen stattfanden: In Küsnacht wurde eine *Schülerorganisation* gegründet. Ihr Manifest enthält verschiedene Forderungen:

Erneuerung von Geist und Gesinnung – so soll es nicht nur tönen und widerhallen, sondern es soll in uns gewahr werden. Kleben wir zu fest an der Vergangenheit und fühlen wir in uns nicht die Kraft, Neues zu schaffen, so sind wir einer neuen Zeit nicht würdig. Hängen wir unsere Ziel am liebsten in die Wolken hinauf! ... Wir werden uns einst auch sagen können, dass wir an ihnen erstarkt, an ihnen gross geworden sind. Tausendmal besser, als wenn wir dem Gängelband der sogenannten geschichtlichen Entwicklung entlang kriechen! Das

⁷¹ AZ 585, Jahresberichte Fraternitas. Einheit 268.

⁷² Vgl. dazu Schmid (wie Anm. 1), S. 41; AZ 585.12, Wandervogel. Einheit 268.

⁷³ AZ 585.7, Protokollbuch des «Kränzchens» abstinenten Seminaristinnen. Einheit 268.

*hiesse für uns junge: Stillstand und geistiger Tod! Die Jugend soll sich nicht ergeben!*⁷⁴

Im Manifest verlangte die Schülerorganisation «ihren Anteil an Selbstbestimmung und Selbstregierung» und das Behandeltwerden nicht nur als «Bildungs- und Erziehungsobjekte, sondern als Menschen». Weiter wurde die Aufhebung der Seminarordnung gefordert, die Unabhängigkeit des Seminars von den staatlichen Behörden «bis auf Lehrerwahl, Überwachung, Expertise und Kredit», die Übertragung der behördlichen Kompetenzen auf diese Organisation sowie das Veto-recht bei Lehrerwahlen, die Veranstaltung von regelmässigen Diskussionen, die Anerkennung einer Selbstjustiz der Schüler und die Abschaffung des Stipendienwesens. Dazu wurde festgehalten: «Es soll jedem Unbemittelten, der Begabung und Lust zum Lehramte hat, der Besuch des Unterrichts ermöglicht werden, ohne dass er erröten muss, und ohne dass ein allzufeines Gewissen sich irgendwie verpflichtet fühlt.» Die seit der staatlichen Institutionalisierung der Lehrerausbildung vorhandene strukturelle Abhängigkeit von Seminar und Lehrerschaft vom Staat wurde grundsätzlich aber ergebnislos hinterfragt.

Neben diesen organisatorischen Zielen wurde als sittliches Ziel die «Schaffung eines vertraulichen, freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern» postuliert, beiderseits guter Wille gefordert, der das hemmende Misstrauen zwischen Jung und Alt abbauen könne. Die Vorstellungen der Organisation zu einer Reform des Unterrichtes berührten das vermehrte selbständige Arbeiten der Schüler und die Vereinfachung des Lehrzieles, da durch das Selbststudium der Stoff gründlicher verarbeitet und damit das Tempo langsamer werde. Schliesslich gab es noch materielle Ziele: Die Schaffung einer Seminarkasse aus Schüler- und Lehrerbeiträgen, über die die Schulgemeinde frei verfügen sollte, ein für Lehrer und Schüler gemeinsames Lesezimmer, verbilligte Eintritte fürs Stadttheater und die Tonhalle, die Anschaffung verschiedener Instrumente wie Mikroskope, wobei jeder Schüler für sein Exemplar die Verantwortung zu übernehmen hätte.

Wenige der Vorschläge fanden eine Verwirklichung. Zustande kam eine Vertretung aller Schüler in der Organisation, eine Seminarkasse, die von Schülerbeiträgen getragen wurde und mit der ein Lesezimmer, Veranstaltungen und die Ferienhütte Grossegg finanziert wurde. Diese Fe-

⁷⁴ AZ 586, Schülerorganisation 1919–1929. Einheiten 268, 269.

rienhütte bildete in den 1920er Jahren das Zentrum der Aktivitäten der Schülerorganisation, welche in einem Photo- und Berichtbuch festgehalten wurden.⁷⁵ Die revolutionären Energien der Schüler wurden somit in eine Sphäre der Freizeit und in eine beträchtliche räumliche Distanz zum Seminar gelenkt.

Die hier dargestellten Schülervereine stellten nur einen Teil des Seminar- und Unterrichtsbetriebs dar, die Mitgliedschaft war zudem freiwillig und die Zusammenkünfte spielten sich in der Freizeit ab. Die Vereine prägten aber stark das geistige Klima, da sicher die Hälfte der Schüler irgendwo Mitglied war, die Geselligkeit und Kameradschaft neben den jeweils spezifischen Tätigkeiten explizit und zum Teil stark ritualisiert gefördert wurde und die Übernahme von Ämtern durch die Seminaristen diese veranlasste, Verantwortung und Führerrolle innerhalb einer Gemeinschaft zu übernehmen.

Schlussbemerkungen

Mit den Akten aus dem Küssnacher Seminararchiv wird die Zürcher Schulgeschichte und -forschung um einige Aspekte reicher. So ist es möglich, mit den Konventsprotokollen und den Personalakten von Lehrern verschiedene bereits bekannte Ereignisse durch neue Details differenzierter zu beleuchten. Anhand der archivierten Unterlagen zu den Aufnahmeprüfungen konnte die soziale Herkunft von rund 900 Seminaristen zwischen 1835 und 1865 bestimmt werden. Das Seminar kann in dieser Zeit keineswegs als eine «Schule der Armen» bezeichnet werden, vielmehr hatte es eine breite Mittelschicht als Rekrutierungsfeld. Das Archiv bietet im weiteren mit den Anmeldeunterlagen der Schüler, die weit ins 19. Jahrhundert zurückreichen, eine Fundgrube für personengeschichtliche Fragestellungen, wie es am Beispiel der ersten Seminaristinnen verdeutlicht wurde. Schliesslich findet sich eine Fülle von Informationen über das geistige Schulklima und das sich entwickelnde berufliche Selbstverständnis der späteren Lehrer in den verschiedenen Vereinsakten.

⁷⁵ AZ 586.6, Ferienhütte Grossegg: Bericht und Photobuch, 1923–27. Einheit 209.